

Jacques Le Goff, *Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main u. New York: Campus Verlag 1992.

*Geschichte und Gedächtnis* versammelt vier von zehn Aufsätzen Jacques Le Goffs, die zuerst zwischen 1977 und 1982 als getrennte Beiträge für die *Enciclopedia Einaudi* erschienen sind. Es handelt sich um die deutsche Übersetzung einer Auswahl, die seit einigen Jahren in französischer Sprache vorliegt.<sup>1</sup> Le Goff stellt ein sehr pointiertes Plädoyer für eine bestimmte Art von Geschichte vor, eine Geschichte, die „eine Wissenschaft ist und es sein muß“.<sup>2</sup> (S. 224) Er stützt sich dazu nicht einfach auf theoretische Argumentationen, sondern präsentiert seinen Einsatz genau so, wie es ihm entspricht, als Versuch einer wissenschaftlichen Untersuchung der Historiographie und „historischer Mentalitäten“, als Skizze einer „Geschichte der Geschichte“. (S. 11)

Eine doppelte Krise konstatiert Le Goff als Angelpunkt und Kontext seiner Arbeit, eine Krise des Fortschrittsglaubens der abendländischen Gesellschaften und „in der Welt der Historiker“. (S. 262) Diese Welt ist allerdings im wesentlichen französisch, und die Krise betrifft zuallererst die *Nouvelle Histoire*, zu deren Konkretisierung und Durchsetzung die Arbeiten Le Goffs ja in bedeutender Weise beigetragen haben. Krise bedeutet daher vor allem eine Infragestellung jenes Einsatzes im Rahmen der professionellen Geschichte, für den die *Nouvelle Histoire* steht: Ist es tatsächlich die Verwissenschaftlichung nach ih-

rem Muster, mit der aus einer Geschichte als Hegelscher Käfig eine Geschichte als „Instrument der Befreiung“ (S. 262) gemacht werden kann?

Le Goff bejaht diese Frage in zwei Schritten. Wenn erstens „jegliches Phänomen menschlichen Handelns“ in der Zeit stattfindet und deshalb einen Bezug auf Zeit impliziert, so kann dies „unbewußt in Gestalt einer manipulierten und deformierten Erinnerung“ geschehen, oder aber „in Gestalt eines fehlbaren, unvollkommenen, diskutablen, niemals vollkommen unschuldigen Wissens“ (S. 261), das jedoch trotz allem „ein wahres Wissen über die Zeit“ ist und es deshalb allein ermöglicht, weniger manipuliert und deformiert Geschichte zu machen. Zweitens ist ein solches Wissen, historische Objektivität, möglich – im Rahmen der Geschichtswissenschaft, gerade weil sie darauf ausgerichtet ist, „ihre gesellschaftliche Bedingtheit zu beherrschen“, gerade weil sie ein Produkt historischer Entwicklung darstellt. Wahrheit und Wissen bilden keinen Gegensatz zur Geschichtlichkeit. „Das historische Wissen ist selbst der Geschichte unterworfen, d.h. dem Unvorhersehbaren. Es ist darum nicht weniger wirklich und wahr.“ (S. 262)

Um diese Hypothesen zu belegen, trifft Le Goff eine grundlegende Unterscheidung zwischen einer Geschichte als „gelebte Geschichte, der ‚natürlichen‘, wenn nicht ‚objektiven‘ Geschichte der menschlichen Gesellschaften“, und einer Geschichte als „wissenschaftliche(m) Bestreben, diese Entwicklung zu beschreiben, zu denken und

zu erklären“. (S. 17) Mit Hilfe dieser Trennung von historischer Erkenntnis und ihrem Gegenstand wird Geschichtsbewußtsein (oder -unbewußtsein) selbst in seiner historischen Entwicklung denkbar: eine Geschichte der Geschichte. In mehreren Durchgängen von der griechischen Antike bis in die westeuropäische Gegenwart und mit wenigen Exkursen zu den alten Reichen Asiens versucht Le Goff die Entstehung einer Geschichte als Wissen von einem Wissensgegenstand Geschichte darzustellen. Er verfolgt eine Rekonstruktion historischer Mentalitäten durch aufeinanderfolgende Epochen, der Veränderungen kollektiver Einstellungen gegenüber der gesellschaftlichen Entwicklung. Dazu isoliert er einzelne Dimensionen des abendländischen Geschichtsbewußtseins und konstruiert deren Entwicklung als Serien: z. B. die Geschichte der Einstellungen gegenüber der Zeit in ihrem logischen Moment (die Herausbildung eines Zeitbewußtseins als gleichzeitige Bezugnahme auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) und in ihrem normativen Moment (die lange Entwicklung vom Glauben an die glorreiche Vergangenheit zum Glauben an den Fortschritt); die Geschichte der Entstehung jener kollektiven Erinnerung, die mit eigenen Instrumenten (z. B. Gedenkfeiern, Denkmälern, Museen usw.) und eigenem Aufwand staatlich verwaltet wird – und manipuliert, wie Le Goff ausführt, da hier der Sinn der Vergangenheit und damit die gegenwärtigen Herrschaftsverhältnisse einer Gesellschaft auf dem Spiel stehen. Eingebettet

in diese Skizze zur Entwicklung historischer Mentalitäten, die zumindest in Ansätzen auf andere Geschichten (der sozialen Organisation, der Ökonomie, der Politik) Bezug nimmt, entwirft Le Goff schließlich eine Geschichte des Wissens von Geschichte, die konstitutiv mit der Herausbildung des Berufs des Historikers verkoppelt ist. Die Objektivität historischer Erkenntnis ist nichts anderes, als die allmähliche, nicht einfach lineare und dennoch kumulative Entwicklung von wissenschaftlichen Konzeptionen und Praktiken, von Arbeitsinstrumenten und Methoden, die Geschichte als Wissenschaft und Beruf ausmachen. „Als ehrgeiziges Ziel wird historische Objektivität schrittweise aufgebaut, und zwar auf dem Weg über eine permanente Revision der historischen Arbeit, über fortwährende und mühselige Korrekturen und über die Anhäufung von Teilwahrheiten.“ (S. 152)

Die Lektüre der Aufsätze wird durch die teils unklare Handhabung einiger Begriffe allerdings erschwert, und die Argumentationen verlieren dadurch an Schärfe. Das Wort Geschichte z. B. ist – trotz der grundlegenden Unterscheidung zwischen Gegenstand und Wissen vom Gegenstand – oft ohne nähere Präzisierung verwendet, so daß nicht immer verständlich wird, welche Geschichte angesprochen ist. Darüberhinaus lassen sich selbst diese Mehrdeutigkeiten in der deutschen Übersetzung nur sehr beschränkt nachvollziehen, da auf die Erhaltung der Beziehungen zwischen jenen Wörtern, die im Original

die Konstruktionen tragen, nicht allzu streng geachtet worden ist. Bestimmte und wie mir scheint zentrale Positionen in der Struktur des Hypothesensystems können so zum Teil gar nicht mehr identifiziert werden.

Bei seiner Verteidigung einer Geschichte als Wissenschaft schreibt Le Goff explizit gegen Konzeptionen an, die Geschichtsschreibung den Sinn spezialisierten Wissens absprechen, z. B. indem sie sie mit politischem Engagement oder mit Literatur in eins setzen. Seine Untersuchungen richten sich dementsprechend auch gegen jeden Rückzug auf Eschatologien oder Geschichtsphilosophien. Zu letzteren rechnet er – sehr klar und in differenzierter Weise – nicht nur philosophische Systeme, sondern auch verschiedene Sozialtheorien und Positivismen (z. B. den Historismus). Le Goff kritisiert der Intention nach prinzipiell jede Konzeption, bei der historische Wirklichkeit auf nicht-historische Bestimmungen zurückgeführt wird: auf Natur (sei sie menschlich oder biologisch), Irrationalität (Schicksal und Glück), auf die nicht-geschichtlichen Wirklichkeiten einiger Strukturalismen oder die Illusion der Einzigartigkeit historischer Tatbestände. „Das eigentliche Problem der Krise“ (S. 260) besteht für Le Goff darin, daß derartige Vorstellungen wieder verstärkt gegen die *Nouvelle Histoire* ins Feld geführt werden, obwohl sie früher wirksam zurückgewiesen worden sind. Für seine Kritik kann er deshalb auf schon erprobte Argumentationen zurückgreifen, und die ausführliche Zusammenstellung von Zitaten lie-

fert eine komprimierte Übersicht über diese alten, aber offenbar nicht veralteten Diskussionen. Die Infragestellung der *Nouvelle Histoire* wird sich jedoch nicht in der Neufassung dieser alten Auseinandersetzungen erschöpfen. Implizit geht Le Goff an vielen Stellen auf eine andere Kritik ein, die meiner Einschätzung nach für die konstatierte Krise viel gewichtiger sein könnte.

Die *Nouvelle Histoire* ist ja in einem zentralen Moment mit einer durchaus traditionellen Konzeption von Wissenschaftlichkeit verbunden: Soll Geschichte Wissenschaft sein, dann eine Wissenschaft nach dem institutionellen Modell der (akademischen) Disziplinen, eine Wissenschaft als eindeutig unterscheidbares Fach unter anderen Fächern. Damit die „historische Disziplin einen wissenschaftlichen Status erlangt“ (S. 220), muß notwendigerweise ihre disziplinäre Eigenart bewiesen und hervorgekehrt werden. Sie bedarf eines eigenen Gegenstandes, eigener Methoden (Methodologien), eigener Konzepte (Theorien), einer eigenen Problematik, eigener Fragen und Antworten. All dies muß von den Werkzeugen und Konzepten anderer Wissenschaftsdisziplinen möglichst klar unterschieden sein. Der Einsatz für eine solche Wissenschaftlichkeit konnte zur Entwicklung einer wissenschaftlichen Geschichte Wesentliches beitragen, wie Le Goff selbst in seinen Untersuchungen zum Beruf des Historikers zeigt. Und gerade die *Nouvelle Histoire* hat die wohl differenzierteste Formulierung eines historischen Gegenstandes geliefert, die im

Rahmen der damit vorgegebenen Grenzen möglich ist: Geschichte „kann (...) nur Wissenschaft der Veränderung und der Erklärung der Veränderung“ sein. Wenn es um „Phänomene menschlichen Handelns“ geht, so doch nur unter diesem Aspekt ihrer Veränderung. Mehr noch und wesentlicher: dieser eine Aspekt gerät tendenziell zu einer eigenen Wirklichkeit, die für sich allein existiert, wirkt und deshalb per se behandelt und gewußt werden kann. Radikal und konsequent ist diese Idee im berühmten Aufsatz Fernand Braudels über die *longue durée* formuliert: Die Zeit gilt hier als die genuin historische Realität.<sup>3</sup> Le Goff kann sich auf diesen Artikel mehrmals berufen. Nicht umsonst betont er, daß beim Projekt der *Nouvelle Histoire* „eine neue Konzeption von historischer Zeit breiten Raum ein(nimmt)“. (S. 25) Historische Untersuchungen klassifizieren ihren Gegenstand nach den Einheiten der Zeit, nach unterschiedlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten und -rhythmen, „und die Aufgabe des Historikers ist es vor allem, die Rhythmen zu erkennen“. Dieser Gegenstand zeichnet die Disziplin Geschichtswissenschaft unter allen anderen Disziplinen eindeutig aus. Er ist ihr und keiner anderen zu eigen. Le Goff behauptet darüberhinaus auch eine epistemologische Eigenart der historischen Disziplin. Z.B. beansprucht er für sie auf nicht unbedingt einsichtige Weise eine „im wesentlichen deduktiv(e)“ Methode oder Erklärungen, die „eher Einschätzungen als Beweise“ (S. 160) sind. Ebenso verdanken sich

die einzelnen historischen Untersuchungen des Buches zum guten Teil der Konzeption historischer Tatbestände als Serien.<sup>4</sup>

Damit ergeben sich jedoch Schwierigkeiten und Erklärungshindernisse. Die diachrone Dimension von „Phänomenen menschlichen Handelns“ a priori von allen anderen zu isolieren und vor allen anderen zu privilegieren ist nur ein Fall von Vorgehensweisen, die davon ausgehen, diese Phänomene analytisch zu zerteilen und in der Zerteilung als unterschiedliche Wirklichkeiten bestehen zu lassen. Bei Le Goff findet sich z.B. einerseits die Wirklichkeit der Menschen (der Individuen, Gruppen, Generationen, Gesellschaften oder Epochen), die handeln und tätig sind, andererseits die Wirklichkeit der Dinge: In den Abschnitten über die Entwicklung des Sinns der Wörter ‚antik‘ (alt), ‚neu‘ oder ‚modern‘ sind es diese Wörter, die im semantischen Feld agieren und wirken. Nicht umsonst beruft sich Le Goff mehrmals auf Michel Foucault, für dessen Modell der Diskursfelder eine derartige Aufsplitterung konstitutiv zu sein scheint.<sup>5</sup> Weil es Le Goff darum geht, die Geschichtswissenschaft als eine von anderen distinkte Disziplin zu behaupten, macht es Sinn, ihren Gegenstand so zu fassen, daß sie alleine für ihn zuständig sein kann; deshalb macht es Sinn, ihn analytisch reduziert und in der Beschränkung auf letztlich eine Dimension zu konstruieren. Ist dieser Einsatz gerade von den Arbeiten aus dem Umfeld der *Annales* und der *Nouvelle Histoire* perfektioniert und mit Konse-

quenz fortgetrieben worden, so lassen sich seine Grenzen hier auch am deutlichsten erkennen.

Kritik daran ergibt sich durch Forschungen, die die prinzipielle Reduktion ihrer Gegenstände auf die isolierte Analytik der Zeitlichkeit in Frage stellen – auch im Rahmen der *Nouvelle Histoire* selbst. Le Goff nimmt auf solche Beispiele in manchen Passagen explizit Bezug. Dann sind es die menschlichen Gesellschaften, die verstanden und erklärt werden sollen, eine „materielle, mentale und politische Realität“ (S. 14), die von vornherein multidimensional gedacht ist, ohne daß dabei einer Dimension vor allen anderen ein empirisch unkontrollierbarer Vorrang eingeräumt wird. Untersuchungen dieser menschlichen Gesellschaften oder ihrer Phänomene sind somit angewiesen, auf deren soziale Aspekte genauso Bedacht zu nehmen wie z. B. auf die symbolischen und materiellen. Die Historiker können zur Konstruktion dieses „umfassenden Forschungsgegenstand(s)“ (S. 165) ihr Wissen über seine Historizität beitragen: „Es gibt keine Gesellschaft ohne Geschichte“. (S. 173) Ein Monopol auf die Erkenntnis dieser Dimension oder gar auf einen eigenen Gegenstand müssen (können) sie deswegen allerdings kaum fordern. Historizität läßt sich auch nicht mehr auf Diachronität oder Synchronität alleine reduzieren. Le Goff betont die „Vorstellung (...), daß sich Bewegung und Entwicklung in allem finden, was die Sozialwissenschaften erforschen, da ihr gemeinsamer Gegenstand die menschl-

chen Gesellschaften sind“ (S. 25), und weist am Beispiel seiner Untersuchungen über die Entstehung des Fegefeuers darauf hin, „daß der Glaube ans Fegefeuer (...) seine Bedeutung nur aus der Funktion innerhalb einer globalen Gesellschaft bezog“. (S. 166) Konsequenterweise geraten in dieser Perspektive auch die Grenzen zwischen den Disziplinen in Zweifel. Sie werden eher zu Erkenntnishindernissen, weil sie eine integrierte, mehrdimensionale Erklärung mehr behindern als befördern. Le Goff bemerkt, „daß es keine ernsthafte Unterscheidung zwischen Geschichte, Soziologie und Anthropologie gibt“<sup>6</sup>. Am besten wird diese neue Konzeption im Programm einer historischen Anthropologie konkretisiert, auf das sich Le Goff beruft – nicht als würdige Vergangenheit (wie auf die ersten *Annales*), nicht als dominante, aber in die Krise geratene Gegenwart (wie auf die *Nouvelle Histoire*), sondern als neue Perspektive für die Zukunft einer weiterentwickelten Wissenschaftlichkeit. Statt um Geschichte, Soziologie und Anthropologie als getrennte Disziplinen geht es hier – zumindest in Ansätzen – mehr um eine Art von integrierter human- oder sozialwissenschaftlicher Forschung, die weder auf die bisherigen Errungenschaften der einzelnen Fächer verzichten, noch auf die Scheinlösung der Interdisziplinarität beschränkt werden kann.

Diese beiden Einsätze für Geschichtswissenschaft – als Sache einer Fachdisziplin, die ihre Eigenart behaupten muß, oder als Sache einer neu organisierten Forschung, die sich am

Projekt einer mehrdimensionalen, doch nicht verflachten Erkenntnis ausgerichtet – finden sich in Le Goffs Buch nicht derart fein getrennt und zuge-spitzt, wie diese kurze Kontrastierung (zu Zwecken vermehrter Deutlichkeit) suggerieren könnte. Beide Konzeptionen (und darüberhinaus noch andere) sind in seinen Argumentationen verschränkt. Oft wird simultan auf sie Bezug genommen, sodaß sich kaum entscheiden läßt, welche von ihnen mehr im Vordergrund steht. Ich sehe dies nicht als Mangel. Vielmehr stellt es eine Manifestation jener Veränderung dar, von der Le Goff als Krise spricht. Das Modell von Geschichtswissenschaftlichkeit, für das die *Nouvelle Histoire* hauptsächlich (wenn auch sicher nicht ausschließlich) gestanden hat, ist offenbar von Ansätzen in Frage gestellt, die ganz im Gegensatz zu den alten Kritiken ihr Projekt einer Geschichte als Wissenschaft aufnehmen und weitertreiben – auch wenn damit wesentliche Grundsätze der (alten) *Nouvelle Histoire* selbst in Zweifel geraten. Dies stellt ein mindestens ebenso wichtiges Moment der Krise dar. Trotz allem kann es als ein besonderes Zeugnis der Lebendigkeit, Kraft und Qualität der *Nouvelle Histoire* gelten, daß so grundlegende Infragestellungen gerade in ihrem Rahmen erarbeitet und formuliert werden können. Wie die Geschichte als „Wissenschaft der Zeit“ (S. 171) oder der Serien ist ja auch die historische Anthropologie wesentlich mit ihr verbunden, zumindest in jener Konzeption, auf die sich Le Goff beruft. So trifft seine glo-

bale Einschätzung der Geschichtswissenschaft einen wesentlichen Punkt: „In ihrem Dialog mit den übrigen Sozialwissenschaften, in der beträchtlichen Ausweitung ihrer Problemstellungen, ihrer Methoden und ihrer Gegenstände, steht sie vor der Frage, ob sie nicht im Begriff ist, sich zu verlieren.“ (S. 26) Was hier verloren werden könnte, scheint weniger das Projekt eines wahren Wissens „von der Entwicklung menschlicher Gesellschaften“ (S. 26) zu sein, als seine momentan dominante Organisation als (akademische) Geschichtsdiziplin. Solch ein Verlust ist (wie jeder) gleichzeitig eine Chance – für eine Verbesserung dieses Wissens im wissenschaftlichen Sinn.

Alexander Mejstrik, Wien

#### Anmerkungen:

- 1 Jacques Le Goff, *Histoire et mémoire*, Paris 1988.
- 2 Aufgrund der mangelhaften deutschen Übersetzung wurden die hier zitierten Textstellen vom Autor (teilweise) neu übersetzt.
- 3 Vgl. Fernand Braudel, *La longue durée*, in: *Annales ESC* 13 (1958), 725–743.
- 4 Vgl. François Furet, *L'histoire quantitative et la construction du fait historique*, in: *Annales ESC* 26 (1971), 63–75.
- 5 Vgl. Pierre Bourdieu, *Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire*, Paris 1992, 278–289.
- 6 Dieser Absatz fehlt in der deutschen Übersetzung vollständig.